

30. Sonntag im Jahreskreis (Jahr C)

St. Pantaleon, 24.10.2010

Liebe Schwestern und Brüder,

das Gleichnis, das Jesus uns im Evangelium der heutigen hl. Messe soeben erzählt hat, ist zweifellos eines des bekanntesten und mit Sicherheit eines der schönsten. Generationen von Christen haben im Laufe der Geschichte über dieses Gleichnis nachgedacht und dessen vordergründigen Sinn beherzigt, der ein dreifacher ist, nämlich, erstens dass man sich nicht überheben solle, zweitens dass man sich nicht mit anderen vergleiche, drittens, dass man andere nicht schlecht machen, bzw. demütigen dürfe, wenn sie etwa eine minderwertigere Leistung erbringen, bzw. einen gewissen Standard nicht erreichen, oder in irgendeiner Form negativ auffallen.

Dass diese Unterweisungen für das Funktionieren des Lebens miteinander von enorm großer Bedeutung sind, ist augenfällig. Stellen Sie sich nur etwa z. B. eine Familie vor, deren Mitglieder, allen voran Mann und Frau, sich gezielt und bewusst darum bemühen, sich nicht zu überheben, sich nicht zu vergleichen, kein Neid und kein Argwohn zu pflegen, niemanden zu demütigen. Das wäre eine Wonne, da ließe sich gut leben. Gott will aber, dass wir es gut haben. Und darum hat er uns dieses wunderbare Gleichnis des Pharisäers und des Zöllners erzählt, damit wir wissen, was wir alles meiden sollen, um in Freude und Einfachheit des Herzens unsere Existenz auf Erden zu gestalten.

Nun fragen wir uns: ist das, was wir soeben gehört haben, der ganze Inhalt des Gleichnisses, oder steckt noch mehr darin? Natürlich steckt viel mehr darin, eine ganze Menge sogar. Was denn? Lasst uns das Gleichnis selber befragen. Was steht im Gleichnis? Da ist die Rede von einem Pharisäer, der das Gesetz des Mose offenbar penibel genau einhielt: er fastete zweimal in der Woche, gab dem Tempel den Zehnten seines ganzen Einkommens, stahl nicht, betrog niemanden, lebte keusch, brach die Ehe nicht. Eine ganze Menge guter Dinge, wer würde daran zweifeln? Man fühlt sich beinah genötigt, den Hut vor diesem Pharisäer zu ziehen. Und doch – oh Wunder! – stellt Jesus ihm ein ganz schlechtes Zeugnis aus. Der Pharisäer macht im Gleichnis tatsächlich eine ganz schlechte Figur. Das mag beim ersten Zusehen wohl etwas verwundern. Wie kann ein Mensch, der so viel für die Religion tut, so schlecht abschneiden? Sein langes Beten wie auch das Einhalten der vielen Vorschriften, die er, wie bereits gesagt, penibel exakt zu verrichten pflegte, haben ihn gar nicht näher zu Gott gebracht, im Gegenteil: Jesus sagt über ihn sogar, nach seinem Aufenthalt im Tempel sei er in

einem noch schlechteren Zustand als zuvor (Vgl. Lk 18, 14). Das ist doch verwunderlich, oder? Wie ist das zu erklären? Sind das alles nicht gute Sachen, was der Pharisäer tat? War er nicht zum Tempel extra gegangen, um zu beten? Wie kann man das Gebet des Pharisäers verurteilen? Nein! Jesus verurteilt keineswegs, dass er betet. Er verurteilt aber wohl die Absicht, mit der er sein Gebet verrichtet. Was war das für eine Absicht? Der Pharisäer betete nicht, um Gott zu verherrlichen, im Grunde war sein Gebet auf sich selbst bezogen. Er wollte nur kein schlechtes Gewissen vor Gott haben, er wollte sozusagen auf Nummer sicher gehen, nichts Falsches machen, damit er sich nicht irgendwann etwas vorwerfen müsste. Er wollte eine reine Weste haben, jedoch nicht aus Liebe zu Gott, sondern um eine gute Figur zu machen, sozusagen um zu beeindrucken. Und das alles, meine lieben Schwertern und Brüder, sind hoch raffinierte Ausdrucksformen des religiösen Egoismus. Sie führen nicht zu Gott hin, sondern von Gott weg. Der Pharisäer war ein Formalist, er erfüllte seine Pflichten, weil sie Pflichten waren, nicht um Gott eine Freude zu machen. Und hier liegt der Hund begraben. Er war ein Pflichtenmensch, ein Rechtspositivist, er erfüllte, was vorgeschrieben war, weil es eben vorgeschrieben war, ohne dahinter zu kommen, warum es vorgeschrieben war. Hauptsache war es für ihn, er hatte seine Pflicht eben absolviert. Dass er seine Pflicht nur äußerlich erfüllte, ohne innere Anteilnahme, wurde ihm zum Verhängnis. Denn der Formalismus ist dem Geist der Liebe und der Weite, die dem Christentum zu Grunde liegen, völlig entgegengesetzt. „*Weh euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! Ihr haltet Becher und Schüsseln außen sauber, innen aber sind sie voll von dem, was ihr in eurer Maßlosigkeit zusammengeraubt habt*“ (Mt 23, 25) ...“*Ihr Heuchler! Ihr seid wie die Gräber, die außen weiß angestrichen sind und schön aussehen; innen aber sind sie voll Knochen, Schmutz und Verwesung*“ (Mt 23, 27), hat Jesus einmal eindrucksvoll gesagt. Das Problem des Pharisäers unseres Gleichnisses war eindeutig, dass sein Äußeres und sein Inneres nicht übereinstimmten. Und das dürfte uns nicht passieren! Wir Christen sollen vielmehr aus einem Guss sein. Und so werden wir heute durch das Gleichnis des Pharisäers und des Zöllners eingeladen, über den aktuellen Zustand unserer Beziehung zu Gott zu reflektieren. Wir fragen uns: warum bete ich? Warum gehe ich in die Hl. Messe? Wenn man sich im Gleichnis die Freudlosigkeit aber auch die Herzensenge des Pharisäers anschaut, dann wird es einem blitzartig klar, dass es in der Beziehung des Menschen zu Gott nicht so sehr darauf ankommt, dass man Rituale absolviert, Gebetsübungen leistet, bzw. religiöse Vorschriften erfüllt, sondern dass man dabei und überhaupt das Herz auf Gott ausgerichtet hat. Hat man diese Einstellung nicht, dann sind die religiösen Übungen, ist die Religiosität überhaupt, ein Klotz am Bein. Und das dürfte nicht sein. Sie sollen vielmehr Begegnungen mit Gott, dem Freund,

dem Bruder, dem Heiland, sein. Dann erst empfindet man sie als wertvoll und schön. Die religiösen Übungen – etwa z. B. der Besuch der Hl. Messe – sind persönliche Treffen mit jemandem, der uns viel bedeutet. Und – wir alle wissen es aus Erfahrung - Menschen zu begegnen, die uns viel bedeuten, ist eine ganz schöne, eine ganz befriedigende Sache. Vor diesem Hintergrund ist klar, dass, wer die religiösen Übungen rein formalistisch erfüllt, keine echte Freude darin empfinden kann, denn ihm geht deren eigentlicher Sinn ja völlig ab.

Nun stellt sich die Frage: Und – was nun, wenn man die Lust an den religiösen Übungen, an der Religion, an der Kirche und gar an Gott verliert? Zunächst einmal müsste man dann bedenken, dass der Verlust an Lust in jeder Liebesbeziehung vorkommen kann: in der Ehe wie auch in der Beziehung zu Gott. Und dennoch dürfte der Mangel an Lust nicht zur Beendigung der Beziehung führen. Und zwar aus Treue. Treue in einer Beziehung heißt, dass man bei mangelnder, bzw. abnehmender Lust dennoch weiter tut, was man früher tat, bzw. dass man sich darum bemüht, es nicht, bzw. nicht ganz sein zu lassen. Die Treue ist ja die Ausformung der Liebe in den Zeiten fehlender Gefühle. Vielleicht sucht man beim Ausbleiben der Gefühle neue Formen der Begegnung, doch die Beziehung – letztlich eine Beziehung aus Liebe – lässt man nicht auf der Strecke bleiben, weil man nichts mehr empfindet. Eben aus Treue. Und es ist eine Lebenserfahrung, dass wenn man sich so verhält, nach einer gewissen Zeit gewinnt man wieder einmal Freude an der Beziehung. So ist es in der Ehe und so ist es auch in der Beziehung des Christen zu Gott. Was die Ehe angeht, ist klar, dass die Beziehung in der Zeit der ersten Verliebtheit anders aussieht als etwa in der Zeit um die Goldene Hochzeit. Alles zu seiner Zeit! Die Schönheit hat viele Kleider, jedes schöner als das andere. Liebe und Gefühle gehen nicht immer Hand in Hand. Treue und Liebe aber wohl. Wenn die Gefühle ausbleiben, dann ist die Treue dran. Um es auf den Punkt zu bringen: dass man keine große Lust empfindet, etwa zur Hl. Messe zu gehen, dürfte nicht dazu führen, dass man den Sonntag überschlägt. Im Gegenteil. Das ist vielmehr eine ganz spürbare Chance, die Liebe zu Gott in der Form der Treue zu leben.

Diese Überlegungen, meine lieben Schwestern und Brüder, lassen uns einsehen, dass die einzig richtige, tragfähige Grundlage für eine solide und gesunde Beziehung des Menschen zu Gott eine persönliche Beziehung der Freundschaft, ja eine Beziehung der Liebe ist. Es genügt also nicht, dass man die Pflichten erfüllt, man muss verstehen, warum man es tut. Erst dann sind wir Christen aus Einsicht und Überzeugung. Und dann – aber auch nur erst dann - macht man die Zugehörigkeit zu Gott wie auch die Erfüllung der Pflichten des Christen nicht von der Tagesform abhängig. Für den, der liebt, gibt es keine Pflichten. Für

einen Liebenden gibt es nur Begegnungen mit dem Geliebten, und das ist erfreulich, selbst wenn er in dem Augenblick die Liebe nicht gefühlsmäßig empfindet.

Vor dem Hintergrund dessen, was wir ausgeführt haben, hat das Gleichnis der heutigen Hl. Messe für uns alle, zumal in unserer Zeit der religiösen Krise und der gesellschaftlichen Umwälzungen, eine ganz große und zugleich grundlegende Brisanz. So wird uns klar, dass heute nur derjenige Freude am Glauben und an der Kirche haben kann, für den seine Beziehung zu Gott und zur Religion überhaupt eine Sache des Herzens ist. Denn nur dann – siehe die erbärmliche Haltung des Pharisäers – kommt das Religiöse voll zum Vorschein und wirkt beglückend, wenn es aus dem Herzen kommt. Der neue Aufschwung der Religion und das Neuerwachen unserer Kirche, die gerade in unserer Zeit so bitter nötig sind, werden aus einer neu entdeckten Liebeshinwendung der Christen zu Gott zustande kommen, oder sie werden gar nicht zustande kommen. Das Gleichnis der heutigen hl. Messe fordert uns somit heraus, eine Wende der Vertiefung in unserer Religiosität zu vollziehen, an deren Ende das Ergebnis stehen wird, dass Gott uns wirklich – d. h. von Herzen – viel, ja sehr viel, bedeutet. Gott darf nicht das fünfte Rad am Wagen sein, sondern die Nummer Eins soll er sein. Und wie kommt man dazu, dass Gott uns viel bedeutet? Es ist wie in der menschlichen Liebe: man muss ihn anschauen, ihn betrachten, ihn in den Blick nehmen, sich mit ihm geistig befassen, dann – aber auch erst dann – wird es uns deutlich, wie wertvoll und liebenswert Gott eigentlich ist. Es ist eine gesicherte Erfahrung, dass beim vorurteilsfreien Nachdenken über Gott irgendwann Liebe zu ihm aufgeht. So verlieben sich die Menschen ineinander. Es gibt keine Liebe auf Entfernung. Um zu lieben, muss man Feuer gefangen haben. Und wenn man Feuer gefangen hat, dann sucht man die Einheit mit dem Geliebten. So ist in der menschlichen Liebe und genau so ist es in der Liebe zu Jesus. So fanden die Apostel den Weg zu ihm, einer nach dem anderen, jeder hat ein persönliches Erlebnis mit Jesus gehabt, und erst danach blieben sie bei ihm. Auch wir brauchen ein persönliches Erlebnis mit Gott, um eine Wende in unserer Beziehung zu ihm zu vollziehen. Denken Sie dabei bitte nicht an etwas Außergewöhnliches, an Visionen oder dgl. mehr, nein, das Erlebnis, das uns zu einer tieferen Liebesbeziehung zu Gott gewinnen wird, ist meistens eine leise Einsicht in der Seele oder gar im Gemüt, die irgendwann aufkommt, wenn man das Herz auf Empfang einstellt. Diese Einsicht kann uns erreichen etwa bei der Lektüre des Evangeliums, beim Verweilen vor dem Tabernakel, bei einer Predigt, oder einfach so beim Nachdenken über Gott und die Welt. Wenn wir einmal dieses Anklopfen Gottes an der Tür unseres Herzens spüren, dann sollten wir im Geiste auf die Knie fallen, denn Gott spricht uns dann gerade an. Er bittet uns um unsere Liebe, und verspricht uns eine wunderbare Zukunft in Gemeinschaft mit Ihm.

Dass es so sei, darum bitten wir in dieser Stunde Gott auf die Fürsprache seiner Mutter Maria.

Amen.